

# Sprachliche Inszenierungen von „Expertenschaft“ am Beispiel wissenschaftlicher Abstracts

## Vorüberlegungen zu einer systemtheoretischen Textproduktionsforschung<sup>1</sup>

Gerd Antos  
Universität Halle

The following article originates from the discussion of how a system-theoretic approach could be made fruitful for process-oriented evolutionary research on text production. It emphasizes the generation of text patterns as writing constraints. As an empirical demonstration, the analysis of abstracts announcing paper presentations demonstrates in an exemplary fashion, how expertise is signalled verbally.

### 1. Theoretischer Hintergrund

Eines der zentralen Grundprobleme der Systemtheorie ist die Frage nach der „Anschließbarkeit von Kommunikation an Kommunikation“ (Luhmann 1985, 62 und 204ff.). Sie ist die Frage, wie ein systemtheoretisch zu definierender „kommunikativer Erfolg“ (d. h. seine kommunikative „Brauchbarkeit“ für eine soziale Gruppe) qua Wiederholung als Selektionsmuster für die weitere Kommunikation verfügbar gehalten werden kann. Solche Selektions- und damit „Sinn-Muster“ liefern den für das Funktionieren eines Systems entscheidenden Beitrag zur Reduktion von Kontingenz.

Die Frage, wie ein geplanter bzw. auf einen Vollzug hin ausgerichteter Kommunikationsakt im Hinblick auf schon etablierte Diskurstraditionen „angeschlossen“ werden kann, hat – wie Helmuth Feilke in seinem jüngst erschienenen Buch „Common sense-Kompetenz“ unterstreicht – Konsequenzen für ein tiefergehendes Verständnis jener Prozesse, die bei der Textproduktion bzw. -rezeption wirksam werden: Das Formulieren und Rezipieren von Texten vollzieht sich nämlich nicht „voraussetzungslos“, d. h. unter der Annahme einer Berücksichtigung uneingeschränkter Sinn-Möglichkeiten. Eine solche Kontingenz müßte aber von den Sprachteilhabern eigentlich bei jedem neuen Kommunikationsakt in Rechnung gestellt werden. Dies aufgrund der uneingeschränkten Generativität des Sprachsystem, der Universalität herzustellender Kontexte und der hohen Konstruktivität unserer Wahrnehmung und Kognition (Feilke 1994). Wenn Texte immer wieder gleichsam von dem Ausgangspunkt einer tabula rasa hergestellt (und rezipiert) werden könnten/müßten, gäbe es zwar so gut wie keine Bedingungen (Constraints)

---

1. An dieser Stelle möchte ich Eva-Maria Jakobs für ihre Kommentare danken.

der Textproduktion zu beachten. Die fatale Konsequenz aber: Kommunikation ohne sozial verbindliche Selektion, also ein System mit hoher Kontingenz, würde die Produktion von Sinn stark erschweren.

Faktische Kommunikation scheint aber in der Regel weitgehend reibungslos zu funktionieren. Der entscheidende Grund ist nach Feilke der mit jedem Kommunikationsakt zumindest implizit verbundene „Verweis auf vorgängige Verständigung“ und damit auf bereits *sozial eingespielte* Kontingenzreduktion (Feilke 1994, 101ff.). In diesem Sinn läßt sich das Formulieren eines Textes einmal als rekursiv fortgeführte Reduktion von (Sinn-) Kontingenz durch gleichzeitigen Aufbau von (sprachlich-textuellen) Strukturen verstehen. Zum anderen können hergestellte Texte selber zu Kandidaten weiterer Kontingenzreduktion werden, sofern sie sich sowohl gegen tradierte Muster („Verweis auf vorgängige Verständigung“) als auch gegen vergleichbare synchrone Textangebote rezeptiv durchsetzen können. Voraussetzung dafür scheint in jedem Fall die Präsentation „mustergültiger“ Lösungen eines kommunikativen Problems im Hinblick auf Mustertraditionen und konkurrierende Entwürfe zu sein (Antos 1982).

Diese doppelt aspektualisierte „Selbstreferenz“ zu tradierten bzw. konkurrierenden Textangeboten eines Diskurs- bzw. Textsystems einer Gesellschaft eröffnet nun aus einer linguistisch reformulierten Systemtheorie (Feilke 1994) einen Erklärungsansatz, der zwei ganz unterschiedliche Aspekte der Textlinguistik in sich vereinigen kann, nämlich das Phänomen der „Intertextualität“ und die Frage nach der Genese neuer bzw. Variation bestehender textueller Muster als Konsequenz der Anpassung an veränderte kommunikative Bedürfnisse:

1. Im Sinne der traditionellen Textlinguistik wird bekanntlich der erkennbare Bezug auf Vorgängertexte als „Intertextualität“ diskutiert (Beaugrande/Dressler 1981, Jakobs 1995). Ohne hier auf terminologische Probleme und konzeptuelle Unterschiede eingehen zu können, läßt sich systemtheoretisch „Intertextualität“ als „Selbstreferenz“ von Texten gegenüber tradierten Texten verallgemeinern: Aktuelle Texte bzw. Diskurse würden danach sich immer auf ein bestimmtes sozio-historisch ausgebildetes Text- und Diskursuniversum beziehen – unabhängig davon, ob ein tradierter Zusammenhang einem Textproduzenten oder -rezipienten bekannt, bewußt oder gar von ihm angebbbar (zitierbar) ist.
2. Das Verfügbarhalten von Selektion führt in kommunikativen Systemen zur Ausbildung von so etwas wie Konventionen, Maximen, Regeln, Präferenzen, Strategien und Muster. Die Genese dieser sozial verbindlichen Systemgaranten folgt bestimmten ökologischen Prinzipien der Selbstorganisation in Abhängigkeit von bestimmten Randbedingungen der kommunikativen Praxis.

Für kommunikative Systeme hat dies drei Konsequenzen:

1. Systemgaranten operieren auf *unterschiedlichen linguistischen* Ebenen in ganz unterschiedlicher Weise.

2. Der Verbindlichkeitsgrad dieser Systemgaranten ist *unterschiedlich strikt*. (Die genannten Begriffe legen dies im übrigen schon nahe.)
3. Die Garanten sind alles andere als homogen. Im Gegenteil: Verschiedenheiten in der Selbstorganisation (zum Beispiel durch verschiedene soziale Subsysteme) führen zu sozialen *Inhomogenitäten*, die sich im Bereich der Kommunikationen in unterschiedlichen Varietäten, Fach- und Sondersprachen, aber auch in unterschiedlichen Textmustern etc. niederschlagen.

Wenn man die für die Textproduktion relevanten Regeln, Normen, Muster, Präferenzen oder Strategien vereinfachend als „Constraints der Textproduktion“ zusammenfaßt, dann kann man sagen: Constraints definieren und begrenzen den Raum für *individuell auszufüllende* optionale Diskurs- und Textgestaltung. Wird diese durch geeignete Tradierung zukünftig selbst musterprägend (man denke etwa an den in der Literaturwissenschaft beschriebenen Prozeß der literarischen Textproduktion und -rezeption), so können die neuen Muster aus der Perspektive einer evolutionären Textproduktionsforschung als Stadien eines Prozesses fortschreitender Kontingenzreduktion charakterisiert werden. In dem Maße, wie diese Reduktionen sozial verbindlich werden, müssen sie als Constraints der Textproduktion (und – rezeption) von den Gruppenmitgliedern in Rechnung gestellt werden.

Theoretisch wie empirisch problematisch ist aber die genaue Erklärung der Genese bzw. Veränderung potentieller Musterbildungen und damit die Genese neuer bzw. veränderter Constraints. Zweifellos müssen zwei Bedingungen zusammenwirken: Einerseits müssen – wie schon betont – geeignete, d. h. textuell „mustergültige“ Problemlösungen angeboten werden und andererseits müssen geeignete Tradierungswege in einer sozialen Gruppe gegeben sein, um „optimale“ Formulierungen, Topoi, Texte etc. als „mustergültig“ beurteilen und verbreiten zu können. Die Verbreitung neuer Selektionsmuster kann dabei durchaus mit der aus dem Sprachwandel her bekannten Theorie der „invisible hand“ (Keller 1990) erklärt werden.

## 2. Zum Begriff der „Inszenierung“

Trotzdem: Unklar – und hier vor allem empirisch unklar – bleibt in der (Text-)Linguistik der Übergang von „Gestaltungs-Offenheit“ zu einer sozial anerkannten Invarianz oder Musterbildung – also der Prozeß der Selektionsbildung selbst. Ein wichtiges Zwischenglied ist (in der Textproduktion) das, was als „Stilisierung“ (Hinnenkamp/Selting 1989) beschrieben wird und was ich hier aus einer resultativen Perspektive verallgemeinernd „sprachliche Inszenierung“ nennen möchte. Begrifflich entscheidend ist die Manifestation von jenen (sprachlich-textuellen) Invarianzen, die weder mit diachron tradierten noch mit bereits verbindlichen synchronen Muster zusammenfallen. Als sozusagen „Muster im status nascendi“ können sie aber sowohl in einem intertextuellen wie in einem oppositionellen Verhältnis zu vergleichbaren anderen Texten und deren sozial verbindlichen Invarianzen stehen.

Ferner: Der Begriff der „sprachlichen Inszenierung“ ist eine „extra-kommunikative“ Kategorie. Sie wird von einem Analysanten im Hinblick auf bestimmte Eigenschaften der Textproduktion und -rezeption *askribiert*. Diese *Zuschreibungen* betreffen bestimmte sprachlich-textuelle Invarianzen, die (noch) keinen verbindlichen Mustern folgen, aber als Vorformen davon erkennbar werden und somit den Status von „Muster-Kandidaten“ annehmen können.

Mit dieser Bestimmung von „Inszenierung“ lassen sich sowohl intentionale als auch nicht-intentionale Aspekte der Textproduktion (einschließlich ihrer Rezeption) im Hinblick auf systemtheoretische Prozesse der Herausbildung von Präferenzen, Strategien und Mustern usw. fassen. Der Begriff der „Inszenierung“ ist also nicht an so etwas wie Intention oder gar Bewußtheit gebunden.

Am Beispiel von „sprachlichen Inszenierungen“ in Abstracts möchte ich eine empirisch motivierte „Momentaufnahme“ des evolutionären Prozesses der textuellen Invarianzbildung versuchen. Abstracts eignen sich deshalb gut als Untersuchungsobjekt, weil sie kurz und damit übersichtlich sind; vor allem aber, weil „Abstracts“ sich inzwischen zu einer weitgehend standardisierten „Textsorte“ entwickelt haben (Fluck 1988, Kretzenbacher 1990). Das heißt, die damit verbundene Kontingenzreduktion ist weit fortgeschritten oder anders herum: die Offenheit des Gestaltungsspielraums ist in Abstracts bereits stark eingeschränkt. Um so klarer müßten, methodisch gesehen, neue Invarianzbildungen (z. B. Präferenz- bzw. Musterbildungen oder -veränderungen) beobachtbar sein, zumal wenn man sich wie hier auf einen Aspekt, nämlich der Inszenierung von „Expertenschaft“ konzentriert.

### 3. Zum Begriff „Expertenschaft“

„Expertenschaft“ als das idealiter vollständige Verfügen über ein Spezialwissen ist eine notwendige Bedingung für das Funktionieren des sozialen Systems „Wissenschaft“. Auf dem Hintergrund der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ist „Expertenschaft“ heute fast durchwegs an Professionalität gebunden. Der „professionelle Experte“ ist – anders als der „Hobby-Wissenschaftler“ – einerseits Konsequenz der fortschreitenden Spezialisierung in den Wissenschaften, andererseits aber auch Konsequenz der hohen Komplexität, die Wissenschaft als ein eigenständiges soziales System inzwischen aufweist (Krohn/Küppers 1989).

„Expertenschaft“ muß von den Angehörigen des Systems „Wissenschaft“ in geeigneter Form inszeniert und darüber hinaus in geeigneter Weise permanent nachgewiesen werden. Übliche Formen der Inszenierung von Expertenschaft lassen sich beispielsweise in folgenden Angaben erkennen: Anzahl von Publikationen, Reputation des Publikationsmediums, Zitierhäufigkeit von Arbeiten eines Experten, errungene Titel, Mitgliedschaften, Verweise auf Gutachtertätigkeit. Spezielle Formen der Inszenierung von Expertenschaft sind, gleich ob Fremd- oder Eigeninszenierung: Danksagungen an renommierte Kollegen in Vorworten, bestimmte Zitiergewohnheiten, Gutachterempfehlungen für Veröffentlichungen, Gutachten bei Be-

werbungen oder bei Listenplätzen etc. Mit diesen und anderen (sprachlichen) Mitteln wird die Vernetztheit eines Experten in einer Expertengruppe und damit direkt oder indirekt seine Reputation angezeigt.

Das Studium von sprachlichen Inszenierungsformen von „Expertenschaft“ (und korrespondierend dazu: die Rolle von Laien) ist ein für die Linguistik nicht unerhebliches Thema (Antos 1995, Klein 1992, Wichter 1994). Insbesondere die Herausbildung von Fachsprachen und die Diskussion über Verständlichkeit sind ohne einen zumindest impliziten Bezug auf „Expertenschaft“ kaum sinnvoll. Darüber hinaus spielt dieses Thema in ganz unterschiedlichen linguistischen Ansätzen eine – wenn auch häufig verdeckte – zentrale Rolle: Im „native speaker“-Konzept, in der Stereotypen-Semantik (Putnam) als „linguistische Arbeitsteilung“ oder in der Rolle des Beteiligtenwissens in der konversationsanalytisch geprägten Gesprächsanalyse (Antos 1995).

Vor allem unter der Perspektive von Fachkommunikation ist die Inszenierung von Expertenschaft linguistisch relevant: Fachsprachen können zunächst systemtheoretisch als spezifischer Beitrag zur sprachlich-kommunikativen Kontingenzreduktion und damit als globales Selektions- und Sinnmuster innerhalb einer (Experten-) Gruppe aufgefaßt werden. Der Kanonisierungsgrad einer Fachsprache korrespondiert dabei in der Regel mit dem Grad an Spezialisierung in dem betreffenden Fach. Je größer nun die Spezialisierung, um so stärker ist der Selektionsdruck zur Ausbildung einer filialen Fachsprache. In der Wissenschaftssprache (Kretzenbacher 1992) führt diese disziplinäre Spezialisierung zur Ausbildung sehr unterschiedlicher Fachsprachen(familien).

Diese sprachliche Differenzierung von Fachsprachen in Verbindung mit der häufig in Wissenschaften zu beobachtenden Aufsplitterung in mehrere Paradigmen, Theorien, „frameworks“ und Methoden führt zu einem heute erst ansatzweise registrierten kommunikativen Problem: Wie funktioniert eigentlich Kommunikation zwischen *fachspezifisch unterschiedlich professionalisierten Experten*, d. h. zwischen Experten, die womöglich demselben Fach angehören, aber wechselseitig über exklusive eigene Spezialwissensbestände verfügen?

Dazu ein illustrierendes Beispiel aus einem nachgerade überschaubar scheinenden Segment der Wissenschaften: der Linguistik. Im Hinblick auf das wohl zentralste Arbeitsgebiet der Linguistik, nämlich die Syntax, hat Wolfgang Klein (1993) kürzlich vermerkt:

Hier bekennen sich die meisten Linguisten mehr oder minder leidenschaftlich und explizit zu bestimmten theoretischen ‚frameworks‘. Innerhalb dieser ‚frameworks‘ arbeiten sie auch mehr oder minder erfolgreich, aber darüber hinaus können sie sich immer weniger verständigen, und meist wird auch gar kein Versuch mehr dazu gemacht. (...)

Nun gibt es nur wenige Denkweisen, die zumindest von jenen *extra muros* als so in sich geschlossen empfunden werden, wie jene der generativen Grammatik; aber auch *intra muros* können sich die Mitarbeiter oft kaum noch miteinander verständigen. (...) Sicher trifft zu, daß derzeit selbst ein so umgrenztes Teilgebiet der Linguistik wie die Syntaxforschung in viele Parteien zerfallen ist, deren Angehörige sich vielleicht noch untereinander

in Ziel und Methode einig sind, kaum aber noch über das jeweilige ‚framework‘ hinaus (Klein 1993, 42).

Der Soziologe Ulrich Beck hat in seinem Buch „Risikogesellschaft“ dieses Problem als Verschärfung der wissenschaftlichen Konkurrenz „innerhalb und zwischen Professionen“ beschrieben. Sie führe dazu, daß „Erkenntnis- und Remonopolisierungsbemühungen in mehr oder weniger deutlichen Widerstreit“ gerieten:

In vielen Bereichen wissenschaftlicher Arbeit wird versucht, durch technisch-methodologische oder theoretische Perfektionierungen und Differenzierungen einen neuen Wissensvorsprung zu etablieren. ‚Professionalisierungskerne‘ bilden dabei bestimmte methodologisch hochentwickelte Verfahren oder theoretische Denkformen, die entsprechend zur fachinternen Differenzierung in kleine Gruppen und ‚Glaubensgemeinschaften‘ führen. Diese nun verteidigen das ‚wahre Wissen‘ gegen das grassierende ‚Laienwissen‘ der Halbexperten und ‚kollegialen Scharlatane‘ (Beck 1986, 279 f.).

Daß sich Laien und Experten schwer miteinander verständigen können, ist inzwischen ein Gemeinplatz. Daß es aber angesichts der geradezu explosionsartig fortschreitenden Spezialisierung in allen Teilen der modernen Gesellschaften auch Probleme in den verschiedenen Ausformungen von Experten-Experten-Kommunikation gibt, wird bislang eher zögernd zur Kenntnis genommen. Ulrich Beck unterstreicht den Zusammenhang beider Entwicklungen, wenn er feststellt:

Die Differenz (...) zwischen Laien und Experten schwindet und verwandelt sich in eine Konkurrenz unterschiedlicher Experten (Beck 1986, 276).

Auf diesem Hintergrund gewinnt die „Inszenierung von Expertenschaft“ eine nicht nur wissenssoziologisch, sondern auch linguistisch zentrale Bedeutung. In der folgenden Untersuchung geht es daher um Experten-Experten-Kommunikation, insbesondere um Verständigungsprobleme, die sich aus dem Zusammentreffen unterschiedlich professionalisierter Experten(gruppen) ergeben. Konkret: Es geht um die Frage, welche Mittel WissenschaftlerInnen haben, um sich in Abstracts seriös als Experten darstellen zu können. Da mit Abstracts die weitaus meisten Kolleginnen und Kollegen wissenschaftlich zu erreichen sind, ist der Zusammenhang zwischen Abstracts und der „Inszenierung von Expertenschaft“ alles andere als zufällig. Dazu drei Punkte:

1. In praktisch allen Natur- und vielen Sozialwissenschaften ist die Form, die Art der Strukturierung und teilweise auch die sprachliche Gestaltung von Abstracts kanonisch standardisiert. Eine Selbstdarstellung ist kaum möglich, allenfalls in der genauen Befolgung dieser Anweisungen. Systemtheoretisch haben diese Selektions-„vorschriften“ einen guten Grund: Kanonische Abstracts unterliegen strikter Informationsökonomie! Als Experte weist sich derjenige aus, der eine bestimmte (als homogen unterstellte) Adressatengruppe (und nur diese) möglichst vollständig, schnell und mit dem geringsten Rezeptionsaufwand für die Adressaten erreichen kann. Wer durch individuelle Abstract-Gestaltung diese Ziele gefährdet, weist sich geradezu als „Nicht-Experte“ aus. Umge-

kehrt: Eine musterkonforme Abstract-Produktion ist – gerade in dem bewußten Verzicht auf individuelle Inszenierungsformen – weithin die selbstverständliche Voraussetzung für einen Anspruch auf Expertenschaft.

2. Aber auch in anderen Wissenschaftsdisziplinen ist die Eigen-Inszenierung von Expertenschaft begrenzt. Ja: Vergleichbar mit dem Verbot des Eigenlobs kann Expertenschaft in weiten Bereichen der Wissenschaften in der Regel nur von Dritten bescheinigt werden. Ideal ist es daher, wenn ein entsprechend angesehener Experte X der Gruppe G ein Mitglied Y derselben Gruppe G als Experte auszeichnet.
3. Aber auch diese Form der Fremd-Inszenierung unterliegt Begrenzungen: Denn zwischen Experten einer homogenen Expertengruppe G als auch zwischen unterschiedlich professionalisierten Experten (relativ zu einem Spezialgebiet S) herrschen Konkurrenzverhältnisse (oft bis hin zu den von Klein und Beck beschriebenen Konsequenzen).

Angesichts dieser Bedingungen stellt sich eine für das Funktionieren des Systems wichtige Frage: Welche systemkonformen Möglichkeiten gibt es für Mitglieder dieser sozialen Gruppe, sich in systematischer und, d. h. auch, in seriöser Weise als Experte zu inszenieren bzw. inszenieren zu lassen? Insbesondere: Wie können es die Mitglieder einer fachspezifisch unterschiedlich professionalisierten Expertengruppe anstellen, als ein *bestimmter* Spezialist und – innerhalb einer Spezialistengruppe – als ein *besonders gefragter* Spezialist zu gelten?

Eine der wenigen erlaubten, zudem arbeitsökonomisch leicht zu bewältigenden, sowie äußerst wirkungsvollen Möglichkeiten bieten in manchen Sozial- und Geisteswissenschaften Abstracts für Vorträge auf Kongressen, Tagungen etc. Diese müssen trotz der knappen Zeitressourcen und der selektiven Interessenslage von den Mitgliedern einer Wissenschaftlergruppe bei Strafe des Vorwurfs, ein „unprofessioneller Ignorant“ zu sein, zur Kenntnis genommen werden. Damit hat der Produzent eines Abstracts bei seinen Kolleginnen und Kollegen auch die Chance, die übliche Selektivität bei der Rezeption wissenschaftlicher Literatur zu unterlaufen. Er oder sie verschafft sich somit eine bessere Chance auf die so notwendige Erringung von wissenschaftlicher Aufmerksamkeit.

#### 4. Die vier Domänen der „Expertenschaft“

Anhand von linguistischen Vortrags-Abstracts möchte ich nun Formen von „sprachlichen Inszenierungen von Expertenschaft“ im Hinblick auf die Genese neuer Invarianzen („Muster in status nascendi“) analysieren. Dabei müssen methodisch sprachliche Formen der Inszenierung von jenen Eigenschaften unterschieden werden, die „Expertenschaft“ konstituieren. Diese für „Expertenschaft“ konstitutiven Eigenschaften lassen sich in vier „Domänen“ zusammenfassen. D. h.: Wenn jemand als „Experte“ oder gar als „Spezialist“ im eingeführten Sinn bezeichnet werden will, dann sollte er mindestens in einer der folgenden vier Domänen (und

darin: im Hinblick auf mindestens ein Kriterium) eine herausgehobene Position einnehmen können:

#### Domänen der „Expertenschaft“

##### I. Sachkompetenz

- 1.1 Faktenwissen  
Detailwissen  
Literaturkenntnisse
- 1.2 Fachliche Erfahrungen  
Fertigkeiten (bei Operationen, Experimenten etc.)  
Kompetenz bei der Sammlung, Archivierung und Auswertung von Daten

##### II. Theoretische Kompetenz

- 2.1 Methodenkompetenz
- 2.2 Modellierungs- bzw. Beschreibungskompetenz
- 2.3 Erklärungskompetenz

##### III. Innovationskompetenz

- 3.1 Neue Forschungsergebnisse
- 3.2 Neue Forschungsansätze (Kreative Ideen, neue Perspektiven etc.)

##### IV. Wissenssoziologische Position

- 4.1 Institutioneller Einfluß (Inhaber bzw. Verteiler von Positionen)
- 4.2 Intellektueller Einfluß (Inhaber von Definitions- und Bewertungsmacht)
- 4.3 Bekanntheitsgrad (im Fach oder darüber hinaus)

Was ist der Status dieser Domänen und der sie spezifizierenden Kriterien? Zunächst einmal stellen sie den Versuch dar, zu einer Operationalisierung des Begriffs „Expertenschaft“ im Bereich der Wissenschaft zu gelangen. Daher stammen die Operationalisierungskriterien domänenspezifisch aus unterschiedlichen Bereichen, die in ihrer Gesamtheit in der wissenssoziologischen Beschreibung des sozialen Systems „Wissenschaft“ eine tragende Rolle spielen:

„Sachkompetenz“ und „theoretische Kompetenz“ sind wissenschaftstheoretisch explizierbare Begriffe und systematisch der Sphäre der *Kognition* zuordenbar. „Innovationskompetenz“ ist ein *wissenschaftshistorischer* Begriff, der die individuelle wissenschaftliche Leistung in einen historischen Kontext einordnet und sie auf diesem Hintergrund evaluierbar macht. „Wissenssoziologische Positionen“ sind schließlich Gegenstand wissens-theoretischer und wissenschaftshistorischer Untersuchungen über das Rezeptions- und Hierarchieverhalten in den Wissenschaften und damit Aussagen über die *Soziologie* einer scientific community.

Natürlich ist an diesem Operationalisierungsversuch vieles idealisiert und manches noch unklar: So sollte man z. B. die wissenschaftssoziologische Positionierung hierarchisch – oder besser noch – in einer Art Ranking modellieren, wohingegen die verschiedenen Kompetenz- und Innovationsbereiche eher territorial-topologisch zu metaphorisieren und vielleicht auch zu modellieren sind. Gegenüber reduktionistischen Ansätzen muß jedoch festgehalten werden, daß durchaus im Einklang mit der gegenwärtigen systemtheoretisch-konstruktivistischen Diskussion (Krohn/Küppers 1989) das komplexe soziale System „Wissenschaft“ interdisziplinär beschrieben werden soll.



Dies ist auch deshalb sinnvoll, weil sich „Expertenschaft“ natürlich nicht nur in einer der vier genannten Domänen *isoliert* konstituiert. Vielmehr setzt sich „Expertenschaft“ faktisch zumeist aus einer spezifischen Mischung von Elementen der genannten Domänen zusammen. Um so wichtiger ist analytisch sowohl die Trennung der verschiedenen Domänen von „Expertenschaft“ wie ihre Feindifferenzierung durch die (weiter ausdifferenzierbaren) domänenspezifischen Kriterien.

## 5. Formen und Strategien der sprachlichen Inszenierung von „Expertenschaft“

Von diesen vier Domänen sind nun Formen und Strategien der „*sprachlichen* Inszenierung“ von „Expertenschaft“ zu unterscheiden. Dabei bilden die Domänen bzw. die domänenspezifischen Kriterien gleichsam die Bühne, auf der bestimmte Inszenierungsmuster individuell optional „aufgeführt“ werden können. Voraussetzung dafür ist aber, daß nicht durch schon festgelegte Vorgaben (Muster) die Bühne besetzt ist. Genau das ist aber bei standardisierten Produktionsmustern im Bereich z. B. naturwissenschaftlicher Abstracts der Fall: Hier ersetzen Vorschriften zur Abfassung von Abstracts mögliche individuell gestaltete Inszenierungsmöglichkeiten.

In der Linguistik und in vielen anderen Fächern haben sich die kanonischen Abstracts (noch) nicht durchgesetzt. Sie sind vielmehr dadurch gekennzeichnet, daß hier zwar die sprachliche Inszenierung an Mustern orientiert ist, aber individuelle Gestaltungsmöglichkeiten in Sprache, Stil, Form, Aufbau und Strategien der Rezeptionssteuerung möglich sind. Diese Gestaltungsarten (vgl. hierzu auch das differenzierte Modell von Gnutzmann/Oldenburger 1991) manifestieren sich vorwiegend an folgenden sprachlich-textuellen Formen einerseits und Strategien der Rezeptionssteuerung andererseits:

### Formen und Strategien

- (1) Textuelle und sprachlich-stilistische Formen
  - (1.1) Textaufbau
  - (1.2) Titelformulierung  
Fachsprachliche Lexik (z. B. Terminologiegebrauch)  
Fachsprachliche Syntax (Nominalisierungen etc.)
  - (1.3) Rezeptionshilfen:  
Metaphorik, Beispiele, Literaturangaben, name dropping etc.
- (2) Strategien der Rezeptionssteuerung
  - (2.1) Erzeugung von thematisch motiviertem Interesse
  - (2.2) Erzeugung von Eindruck (Prestige)
  - (2.3) Erzeugung von Aufmerksamkeit (Salienz) mit folgenden Zielen:  
Erzeugung von kognitiver Konsonanz (durch z. B. eine sachlich-unbewertende, deliberativ-abwägende oder apologetische Darstellung) oder:  
Erzeugung von kognitiver Dissonanz bei bestimmten Adressatengruppen durch eine kritische, eine kontroverse oder gar konfrontative Darstellung.

## 6. Empirische Analyse

Im folgenden sollen exemplarisch vier Inszenierungsformen von Expertenschaft vorgestellt und erläutert werden, und zwar solche, die eine Chance auf Musterhaftigkeit haben. Entnommen sind die ziemlich zufällig herausgegriffenen Beispiele dem Abstract-Band der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS) in Bremen 1992.

### 6.1 Inszenierung von „Insider-Kommunikation“

Charakteristisch für den heutigen, vor allem in den Naturwissenschaften gebrauchten Wissenschaftsstil ist der sog. „windowpane style“:

Es ist ein Stil, der den sprachlichen Charakter des wissenschaftlichen Textes soweit wie möglich vergessen machen möchte, als ob die Sprache eine klare Fensterscheibe wäre, durch die die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers nahezu ungehindert auf eine außersprachliche wissenschaftliche Tatsache dringen könnte. So wird der Eindruck erzeugt, daß ganz anders als in der alltäglichen Kommunikation in der wissenschaftlichen die Bedeutung eines Wortes, Satzes oder Textes nicht jeweils zwischen dem Sender und dem Empfänger einer sprachlichen Botschaft ausgehandelt werde, sondern vollständig unabhängig vom Kommunikationsprozeß existiere und sprachlich lediglich in unveränderter und unveränderbarer Form präsentiert werde (Kretzenbacher 1992, 8).

Dieser sprachlich-rhetorische Inszenierungsstil scheint für Wissenschaft schlechthin charakteristisch zu sein. Dennoch gibt es natürlich Abstufungen und Schattierungen. Unter linguistischen Abstracts finden sich daher auch solche, die besonders auffällig persönliche Kompetenz hinter einer demonstrativen „Rhetorik der Anti-Rhetorik“ verbergen. Die Wirksamkeit dieser auf bewußte Hermetik angelegten Anti-Rhetorik läßt sich nun zu einem Muster ausbauen, das geprägt ist durch die strikte Betonung (um nicht zu sagen: Überbetonung) von Fachsprachlichkeit und „Eingeweiheit“. Dieses Muster bzw. diesen Musterentwurf möchte ich im Hinblick auf seine demonstrative Hermetik als Inszenierung von „Insider-Kommunikation“ bezeichnen.

Eine gute Illustration dafür liefert ein Abstract, das zugleich als Beleg für die Inszenierung von „theoretischer Kompetenz“ im Sinne der erläuterten Domänen gelten kann. Das Abstract entstammt der Arbeitsgruppe „Typologie von Kausal-, Konditional- und Konzessivsätzen“ und beginnt folgendermaßen (S. 109):

Gegeben (a) die relevanten typologischen Parameterwerte einer Sprache L (Haupt- und Nebensatzkonstruktionstyp, Wortstellungstyp, Synthetizitäts- und Fusionsgrad u. a.), (b) eine genaue Bestimmung der zu enkodierenden Relationen, die ihr Verhältnis zueinander und zu anderen, verwandten Relationen deutlich macht, und (c) Information über die Enkodierung dieser verwandten Relationen in L, sollte es möglich sein, das Spektrum der Strukturen vorherzusagen, die in L kausale, konzessive und konditionale Relationen enkodieren. Gegenstand der Untersuchung ist es, zu explorieren, in welchem Maße sich in einer ‚interessanten‘ Stichprobe von Sprachen die vorhergesagten mit den vorgefundenen Strukturen decken und inwieweit sich die nicht vorhergesagten Befunde erklären lassen oder Rätsel aufgeben.

Es wäre interessant, wie viele der schätzungsweise 400 in Bremen anwesenden Linguistinnen und Linguisten die bereits in diesem Anfangssatz enthaltenen terminologischen und sachlichen Präsuppositionen explizieren könnten – immerhin Voraussetzung für ein kritisches Verstehen des „Zur Frage der typologischen Vorhersagbarkeit der Enkodierung von KKK-Relationen.“ betitelten Abstract. Ohne in eine auch nur ansatzweise Textinterpretation eintreten zu können, läßt sich eine saliente Invarianz des Inszenierungsstils leicht erkennen. Hier tritt uns sprachlich ein völlig entpersönlichter Wissenschaftsduktus entgegen: Charakteristisch dafür ist ein vollständiger Verzicht auf rezeptionssteuernde Mittel, die einen Zugang zur Experten-Sphäre eventuell erleichtern könnten. Dieser Verzicht könnte aber im Sinne von (2.2) als Mittel zur „Erzeugung von Prestige“ motiviert sein. Immerhin: Mit einer Massierung der theoretisch-methodischen, terminologischen und sachlichen Präsuppositionen, d. h. mit der selbstverständlichen Unterstellung von Vorkenntnissen in fast jeder Hinsicht (Was ist der grammatiktheoretische Rahmen? An welche methodische, terminologische, argumentative etc. Tradition wird angeknüpft?) wird der Eindruck erweckt, hier spräche in einem eingespielten und daher bekannten Diskurs ganz selbstverständlich der Spezialist zu Spezialisten. Die demonstrativ anti-rhetorische Hermetik der Darstellung unterstreicht den Anspruch auf Exklusivität der Insider-Kommunikation.

## 6.2 Inszenierung von „Transparenz“

Die weitgehend auf jede Rezeptionssteuerung verzichtende Inszenierung von Insider-Kommunikation steht im deutlichen Kontrast zu einem Abstract der AG 2, die sich mit „Universalien: Formale Eigenschaften und linguistische Interpretation von Merkmalssystemen“ beschäftigt hat. Obwohl der theoretische Anspruch des Vortrags dem ersten kaum nachstehen dürfte, wird hier trotz der sehr speziellen Materie eine Darstellungsstrategie eingeschlagen, die auf Transparenz und damit auf Adressatenbezug gerichtet ist. Das Abstract des Eröffnungsvortrags beginnt wie folgt (S. 41):

Wenngleich es in der Regel einfach ist, anzugeben, unter welchen Bedingungen ein spezifisches syntaktisches Prinzip der Rektions- und Bindungstheorie (GB-Theorie) widerlegt würde, ist es demgegenüber unklar, welche Daten den GB-Ansatz per se aus den Angeln heben würden. Jedes problematische Datum kann ja entweder zum Anlaß genommen werden, Prinzip X um die Klausel Y zu ergänzen, oder bei Prinzip X einen Parameter Z anzusetzen, da der GB-Ansatz selbst die Frage: „was ist ein mögliches Prinzip/ ein möglicher Parameter“ offenläßt. Insofern kann man mit Haider (1991) durchaus ein gewisses Erklärungsdefizit konstatieren.

Erforderlich scheint also eine syntaktische Metatheorie. Für den Bereich der Parametrisierung gibt es hierfür verschiedene Vorschläge, von denen der von Bondre (in Vorbereitung), das Parameterkonzept ganz zu eliminieren, sicher der attraktivste ist. In unserem Vortrag wollen wir uns demgegenüber auf den Prinzipienteil der GB-Theorie beschränken, und hier einen Aspekt herausgreifen: auf welche syntaktischen Merkmale darf ein GB-Prinzip Bezug nehmen?

Obwohl auch hier zum Teil sehr spezielle Wissensbestände vorausgesetzt werden, ist deutlich das Bemühen erkennbar, den Gang der Argumentation bereits bei der Lektüre des Abstract nachvollziehbar zu gestalten: Die Titelformulierung ist schlicht („Syntaktische Merkmale“), die Syntax leicht verständlich, der Textaufbau führt vom Bekannten zum Neuen. Der auf Überzeugung angelegte Darstellungsduktus zeigt sich nicht nur darin, daß sprachliche Verständlichkeit angestrebt wird, sondern daß der Referent sich eine für Wissenschaftler nicht ungewöhnliche kritische Rezeptionshaltung zumindest als Gestaltungsmittel zu eigen macht und sie im Sinne von (2.3) umsetzt. Gezielte Literaturverweise stecken im übrigen jenes Gebiet ab, innerhalb dessen sich der Vortragende unter weitgehend kritischer Würdigung eben mit dieser Literatur innovativ auseinandersetzen will.

Abstracts, die in der skizzierten Weise als Angebot zum sprachlichen wie inhaltlichen Nachvollzug angelegt sind, folgen einem wissenschafts-rhetorischen Inszenierungsmuster, das ich mangels besserer Alternativen als „Transparenz“ bezeichnen möchte. Es markiert den Gegenpol zur auf Hermetik hin angelegten Darstellung von exklusiver Expertendiskussion.

### 6.3 Inszenierung von „Faktenwissen“

Ein Abstract aus der schon eingangs erwähnten AG 7 beginnt unter dem Titel „Kausal- und Konditionalsätze in Kirantisprachen“ folgendermaßen (S. 102):

Die ca. 30 Kirantisprachen (Tib.-Burma, Ost-Nepal) sind nur ungenügend erforscht. Ein Kapitel zu Kausal- und Konditionalsätzen findet man in keiner der vorliegenden Publikationen mit Ausnahme der Limbu Grammatik; daher sind die folgenden Aussagen recht tentativ. Die Durchforstung meiner eigenen Daten erbrachte hauptsächlich folgende Mittel zur Bildung von Nebensätzen:

Diese Sätze können fast prototypisch als unpräzise-präzise Inszenierung von „Sachkompetenz“ im Sinne des Beeindruckens durch Faktenwissen gelten: In einer schlichten Syntax wird zunächst der Stand der Forschung gegenüber einem eher exotisch zu nennenden Gegenstand festgestellt. Da das Verfügen über eigene und daher der scientific community noch nicht verfügbare Daten ebenfalls als Ausweis besonderer Sachkompetenz gilt (hier zumal mit einem fast kokett zu nennenden Verweis auf ein eigenes Datenkorpus) dürfte der Beginn des Abstract durchaus Interesse an einem Besuch des Vortrag (im Sinne von (2.1) wecken – sogar für einen in diesem Fach nicht spezialisierten Experten.

Salient an diesem Abstract ist die Demonstration von „Faktenwissen“. Dabei ist zu bedenken: Der kompetente „Überbringer“ von (bislang unbekanntem) Fakten wird mehr oder minder mit den Fakten selbst identifiziert. Diese Kontiguitätsbeziehung zwischen „Inhalt“ und der sie präsentierenden „Person“ ist auch in den Wissenschaften durchaus wirksam (man denke nur an Zeiten zurück, wo die epigonale Verbreitung amerikanischer Trends bisweilen mit der Erarbeitung eigenständiger wissenschaftliche Leistungen verwechselt wurde). Die offenbar wirksame und daher rekurrente Demonstration von „Faktenwissen“ in den Wissenschaften kann da-

her aufgrund ihres systematischen Charakters als eine weitere Form der Invarianzbildung betrachtet werden.

#### 6.4 Inszenierung von „wissenschaftlicher Autorität“

Daß im Wissenschaftsbetrieb „herrschende Meinungen“ eine wichtige Rolle spielen, dürfte nur der bestreiten, der die soziale Dimension der Wissenschaft(sentwicklung) konsequent auszublenden vermag. Die Durchsetzung, Infragestellung, Verteidigung und Revision „herrschender Meinungen“ wird zwar häufig durch (Nachwuchs-) Wissenschaftler vorbereitet. Daß wissenschaftliche Standpunkte aber den Status von „herrschenden Meinungen“ annehmen können, setzt in der Regel deren Propagierung oder zumindest Ratifizierung durch „wissenschaftliche Päpste“ voraus. Wissenssoziologisch oder gar wissenschaftspolitisch charakterisierbare Autoritäten spielen daher – trotz des Rationalitätsanspruchs der Wissenschaft – im faktischen Wissenschaftsbetrieb eine nicht unwichtige (wenn auch häufig bewußt heruntergespielte) Rolle. An einer Reihe von Indikatoren (z. B. Positionen in wissenschaftlichen Gremien, Gutachterrolle etc.) läßt sich der Einfluß dieser – wie ich sie nennen will – „wissenssoziologisch“ begründeten Expertenschaft belegen.

Vortragsankündigungen von solchen Experten haben neben ihrer rein wissenschaftlich-rationalen daher eine sozial-paradigmatische Komponente: Sie sind immer auch ein „gesellschaftliches Ereignis“ für die scientific community und dienen der (mitunter durchaus kontroversen) Etablierung von Evaluierungsstandards. Welche Ansätze, Trends oder Moden von welchen „Autoritäten“ wie eingeschätzt werden, ist daher der entscheidende „Inszenierungshintergrund“ solcher Vortragsankündigungen.

Zum Schluß ein Abstract, bei dem sich gleich zwei der bekanntesten deutschen Linguisten, Manfred Bierwisch und Wolfgang Klein sowie der Aphasie-Spezialist Claus Heeschen, verantwortlich zeichnen. Unter dem programmatisch klingenden Titel „Was Universale Grammatik und Agrammatismus übereinander (nicht) erklären“ leiten sie den gemeinsamen Eröffnungsvortrag für eine AG ein. Zusammen mit dem Bekanntheitsgrad zumindest von Klein und Bierwisch ist dies als Indiz zu werten, daß die Vortragenden nicht zuletzt in ihrer Rolle als wissenschaftliche „Autoritäten“ von den AG-Leitern präsentiert werden. Vergleichbar mit Plenumsvorträgen, Überblicksreferaten etc. liegt die Besonderheit dieses Abstract also vor allem in seiner *Plazierung* durch die AG-Leiter – und weniger in seiner sprachlichen Gestaltung. Immerhin: Ausgehend von der Titelformulierung wird ein forschungskritischer, d. h. kein dogmatisierender oder apologetischer Vortrag angekündigt, der obendrein zwei thematische Komplexe („UG“ und Aphasie) aufeinander bezieht und von daher im Sinne von (1.1) breites thematisch bedingtes Interes-

se stimuliert. Der Tenor des Vortrags wird – vor allem – am Ende des Abstract besonders deutlich (S. 62):

Die beträchtlich gewachsenen Bemühungen um linguistische Analyse und Erklärung des Agrammatismus konvergieren in der Auffassung, daß das Syndrom unter Bezug auf UG-basierte funktionale Kategorien verstanden werden kann. Unser Beitrag stellt im 1. Teil einen in diese Richtung weisenden Ansatz vor, (...)

Im 2. Teil wird dieser Ansatz in dreierlei Hinsicht problematisiert.

(...)

3. Wie alle Aphasiedaten sind auch Befunde zum Agrammatismus ‚schmutzige‘ Daten, deren Streuung in Erklärungsvorschlägen dieser Art auf problematische Weise eliminiert wird. (...) Generell ausgeklammert wird die allgemein reduzierte Komplexität agrammatischer Sprache.

Das führt zu der generellen Frage, ob UG, eine Theorie über den Aufbau der Sprachkenntnis, überhaupt direkt zur Erklärung von Agrammatismus herangezogen werden kann und nicht vielmehr zunächst eine Theorie der Produktionsmechanismen erforderlich ist.

Wir haben also einen scheinbar paradoxen Inszenierungstyp vor uns: Die Präsentation von Autoritäten zum Zwecke kritischer Infragestellung wissenschaftlicher Positionen.

## 7. Zusammenfassung und Ausblick

Vergleicht man die vier Abstracts miteinander, so zeigt sich eine für die Kommunikation zwischen unterschiedlich professionalisierten Experten nicht untypische Strategie: Während das erste Abstract offensichtlich in Gänze an eine kleine „eingeweihte“ Expertengruppe gerichtet ist, haben wir bei den drei anderen eine doppelte Expertenadressierung: Die zitierten Teile der Abstracts wenden sich in der erläuterten Form im Prinzip an *alle* linguistischen Kolleginnen und Kollegen. In den nicht-zitierten Teilen werden durch die Präsentation von Details und Beispielen zusätzlich auch die unmittelbaren Ko-Experten (des gleichen Professionalisierungsgrades) angesprochen. Durch diese Strategie des (idealerweise) doppelten Detaillierungsgrades wird eine „Mehrfachadressierung“ (Hoffmann 1984) ermöglicht, die die weniger/anders professionalisierten Fachleute ebenso zu erreichen sucht wie die unmittelbaren Ko-Spezialisten. Diese Strategie kann als Lösungsversuch des eingangs geschilderten zentralen Problems in Wissenschaftlergruppen, nämlich wie Kommunikation zwischen unterschiedlich professionalisierten Experten ermöglicht wird, betrachtet werden.

Die hier analysierten Inszenierungen sind unterschiedlich strukturierte und in sich verfestigte Invarianzen; sie sind daher mehr oder weniger noch „Muster in statu nascendi“: Sie haben noch keinen Verbindlichkeitsgrad für eine Produktion bzw. Rezeption von Abstracts. Aber sie haben doch schon so viel Invarianz ausgeprägt, daß sie bereits kontingente Sinn-Möglichkeiten einschränken. Auch diese Reduktionen lassen noch mehrere Gestaltungsintentionen respektive Interpretationen offen – aber eben nicht mehr beliebig viele. Ob und inwieweit sich diese Mustervor-

formen zu verbindlichen Mustern der Inszenierung von Expertenschaft in Abstracts entwickeln werden, muß natürlich offen bleiben. Weitere Analysen von Abstracts aus anderen Wissenschaftsdisziplinen könnten aber die Chance eröffnen, die Genese von sprachlichen Invarianzbildungen empirisch fundierter zu analysieren.

## Literatur

- Antos, G. (1982): Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen: Niemeyer.
- Antos, G. (1995): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen: Niemeyer.
- Beaugrande, R. de/ Dressler, W. U. (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Feilke, H. (1994): Common sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gnutzmann, C./ Oldenburg, H. (1991): Contrastive Text Linguistics in LSP-Research: Theoretical Considerations and some Preliminary Findings. In: Schröder, Hartmut (ed.): Subject Oriented Texts. Berlin, New York: de Gruyter, pp. 103-136.
- Hinnenkamp, V./ Selting, M. (1989): Interpretative Soziolinguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Hoffmann, L. (1984): Mehrfachadressierung und Verständlichkeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 55, S. 10-37.
- Jakobs, E.-M. (1995): „Wes Brot ich ess...“ Autorität und Zitation. In: Sprachspiel und Lachkultur. Rolf Bräuer zum 60. Geburtstag. Stuttgart: Akademischer Verlag, S. 417-438.
- Klein, W. (1992): Der Fall Horten gegen Delius, oder: Der Laie, der Fachmann und das Recht. In: Grewendorf, G. (Hrsg.): Rechtskultur als Sprachkultur. Zur forensischen Funktion der Sprachanalyse. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 284-313.
- Klein, W. (1993): Wie ist der Stand der germanistischen Sprachwissenschaft, und was können wir tun, um ihn zu verbessern? In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 90/91, S. 40-52.
- Kretzenbacher, H. L. (1992): Wissenschaftssprache. Studienbibliographien Sprachwissenschaft 5. Heidelberg: Groos.
- Krohn, W./ Küppers, G. (1989): Die Selbstorganisation der Wissenschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Wichter, S. (1994): Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der Vertikalität. Tübingen: Niemeyer.